

sein, wenn sich in der Kirche nicht eine Grundstimmung der Resignation breit machen soll. Dennoch haben jene Studie und mehr noch die vielen Auseinandersetzungen auf allen Ebenen der Kirchen in den neuen Bundesländern über die entstandene Lage deutlich gemacht, daß diesen Kirchen die selbständige Gestaltung der neuen Rahmenbedingungen ihres Daseins noch bevorsteht.

Dazu wird es sowohl viel Nüchternheit wie viel Phantasie brauchen. Das wichtigste aber wird sein, daß dies aus einem Geist heraus geschieht, der der Kraft des Evangeliums unvergleichlich mehr zutraut als den Sogkräften einer schwierigen Situation. Aus diesem Geist heraus war es den Kirchen in der DDR möglich, unter unvergleichlich und unabsehbar schwierigeren Verhältnissen nicht zu resignieren. Aus diesem

Geist heraus kann darum heute erst recht den Traurigkeiten und Hilflosigkeiten entgegengewirkt werden, welche die neue Situation in der Kirche viel zu sehr in ihrem Gefolge hatte.

Es gibt in den Gemeinden und an vielen anderen Orten des kirchlichen Dienstes Gott sei Dank auch sehr viele Beispiele für das Lebendigein eines solchen Geistes. Ihm muß sich die ganze Kirche öffnen. Dann werden die schwierigen Entscheidungen, welche zu treffen sind, nicht zu Zerreißproben. Bei allem notwendigen Abbau und Umbau von traditionell Gewordenem wird dann auch der Mut wachsen, die immer noch großen und mannigfachen Möglichkeiten des christlichen Zeugnisses in dieser Gesellschaft entschlossen zu nutzen.

Wolf Krötke

„Keine aufdringliche Rechthaberei“

Fragen zum heutigen Missionsverständnis an Professor Giancarlo Collet

Fachleute sprechen von einer Periode der extremen Verunsicherung über den missionarischen Auftrag der Kirche; auch viele Gläubige fragen sich, ob und wie die Kirche heute unter Anhängern anderer Religionen missionieren soll. Über Veränderungen und bleibenden Reformbedarf in Verständnis und Begründung von Mission sprachen wir mit dem Leiter des Institutes für Missionswissenschaften an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster, Giancarlo Collet. Die Fragen stellte Alexander Foitzik.

HK: Herr Professor Collet, wenn derzeit das Stichwort „Mission“ fällt, geschieht dies meist mit einer gewissen emotionalen wie intellektuellen Befangenheit. Auf der anderen Seite aber bekräftigt der Papst etwa in seiner gerade fünf Jahre alten Enzyklika „Redemptoris Missio“ unmißverständlich den missionarischen Auftrag der Kirche. Wie steht es nun um die kirchliche Mission? Wie läßt sich Mission heute noch verstehen?

Collet: Tatsächlich sind derzeit unterschiedliche Tendenzen zu beobachten. Einerseits wird das Wort Mission im Alltag ohne größere Probleme benutzt. Eine Kosmetikfirma wirbt für „Mission“, eine Hautcreme. Phantasievoll und vergnügt spielende Fußballer aus Ghana, Nigeria oder Senegal werden Botschafter des afrikanischen Fußballs, Ballmissionare genannt. Andererseits scheint das, was gemeinhin unter Mission verstanden wird, nicht recht in die heutige Zeit zu passen. Es gibt so etwas wie eine auffällige Allergie gegenüber dem Wort Mission. Für viele Zeitgenossen, darunter nicht wenige Christen, ist Mission ein Reizwort, und wer es benutzt, der hat mit Unverständnis, mit Opposition oder Ablehnung zu rechnen. Mit dem Begriff verbinden sich Vorstellungen wie religiöse Indoktrination, koloniale Ideologie, westliche Arroganz und christlicher Überlegenheitsdünkel. Gleichzeitig jedoch wird die Notwendigkeit und Wichtigkeit der Mission betont. Dies ergibt sich unmittelbar aus einer zentralen Aussagen des Zweiten Vatikanums, gemäß der die

Kirche ihrem Wesen nach missionarisch ist. Im Kern bedeutet dies: Mission darf nicht länger als eine spezielle Aufgabe der Kirche begriffen werden, als etwas, was man – salopp gesprochen – tun oder auch lassen kann. Jeder einzelne Christ ist demnach Missionar und gibt in Handeln und Reden Zeugnis vom Evangelium. Christliche Existenz ist missionarische Existenz.

„Mission erfordert je nach Kontext sehr Verschiedenes“

HK: Das Image von Mission ist jedoch weniger durch die Ekklesiologie des Konzils als vielmehr durch ein schweres historisches Erbe geprägt. Rühren die heutigen Vorbehalte gegenüber dem Thema Mission nicht wesentlich von dieser Geschichte her?

Collet: Die historische Hypothek bedingt sicherlich eine gewisse Scham unter Christen. Man möchte das Wort daher lieber nicht gebrauchen. Damit bleibt aber auch die notwendige Auseinandersetzung mit der Problematik aus. Statt dessen werden alte Klischees warm gehalten. So besteht auch in vielen Köpfen ein Missionsverständnis fort, das es so weder in der Missionswissenschaft, erst recht nicht mehr in der Missionspraxis gibt. Mission hat noch immer das Image von

religiösem Terrorismus, weltanschaulichem Hausfriedensbruch und steht für viele weiterhin für die Zerstörung religiöser Identität. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, daß solche Vorurteile in unseren Tagen ihre Bestätigung finden. Etwa wenn unlängst bei einem evangelikalen Jugendmissionsmeeting in Süddeutschland auf großen Plakaten gemahnt wurde: „38 000 Moslems gehen täglich in die Ewigkeit – Du entscheidest mit, in welche. Eine Milliarde Moslems gilt es zu retten!“ Auch die Aktion von Pfarrer Reinhard Bonnke „Vom Minus zum Plus“ leistet einem verzerrten Bild von Mission Vorschub, wenn auf komplizierte Fragen unserer Zeit dermaßen schlichte Antworten als angeblich christlich ausgegeben werden.

HK: Wie ließe sich die Befangenheit vieler Christen beim Thema Mission überwinden, ohne in überholte Denkmuster zurückzufallen?

Collet: Viele Christen sind von der Gestalt und Botschaft des Nazareners angesprochen und lassen ihr Leben durch diese bestimmen. Gleichzeitig distanzieren sie sich jedoch von dem Ansinnen, missionarisch tätig zu sein. Wenn ich allerdings davon überzeugt bin, daß im Glauben an die Botschaft Jesu mein Leben gelingen kann, warum sollte ich anderen Menschen diese Überzeugung vorenthalten? Mission ist Reden und Handeln aus einer Erfahrung, die man selbst machen darf. Mission ist das Gegenteil von aufdringlicher Rechthaberei; sie ist vielmehr dankbares Zeugnis für das, was Christen selbst empfangen haben.

HK: Läßt sich vor dem Hintergrund solcher Negativbeispiele und besonders vor dem schweren historischen Erbe eine neue Definition, ein Begriff finden, der Mission positiv bestimmt?

Collet: Im Verständnis der Mission ist es zwischen den verschiedenen Kirchen zu einer erstaunlichen Annäherung gekommen. Nicht nur, daß Mission als für das Christsein zentral erkannt und herausgestellt wurde. Es entstand auch ein breiter Konsens darüber, was Mission bedeutet: Mission heißt, den Menschen in ihren unterschiedlichen, ganz konkreten Lebenssituationen das Evangelium als gute Nachricht auszurichten. Entscheidend für die missionarische Praxis ist dabei, daß dies je nach Kontext sehr Verschiedenes erfordert. Einmal kann es heißen, Lebensmüden ein Wort zu sagen, das aufrichtet; es meint aber auch das Wagnis, im „Narrenschiff des Zeitgeistes“ eine unbequeme Frage zu stellen. In dem einen Fall ist das interreligiöse Gespräch zu suchen, in dem anderen ist der Einsatz für ganz handgreifliche Lebensbedingungen dringlich. Normativ aber von der Mission zu sprechen, ergibt heute keinen Sinn.

HK: Damit haben Sie auch schon zwei Spannungsfelder benannt, die Vertretern eines eher traditionellen Missionsverständnisses erheblich Bauchschmerzen verursachen. Die einen befürchten, der Dialog könne an die Stelle von Mission treten, diese zumindest erheblich lähmen, andere beklagen die Reduktion der Evangelisierung auf eine rein humane, sozio-ökonomische „Erlösung“. Sind diese Sorgen unbegründet?

Collet: Mission ist ein Kommunikationsgeschehen. Der Dialog ersetzt nicht die Mission, er ist das Medium, der Weg um miteinander überhaupt menschlich umzugehen. Er dient nicht zuletzt dazu, sich auf die eigene religiöse Identität zu besinnen. Interreligiöser Dialog meint genau das Gegenteil eines unverbindlichen religiösen Palavers, da er Menschen voraussetzt, die eine bestimmte Identität haben. Nur wenn Christen sich auf die Begegnung mit Andersgläubigen einlassen und den Glauben nicht als Pfründe betrachten, sondern die aus der interreligiösen Begegnung entstehenden Anfragen und Verunsicherungen an sich heranlassen, werden sie zu einer authentischen Glaubensantwort finden können. Dann wird der Dialog zu einem „encounter of commitments“.

HK: Ist auch das Spannungsverhältnis zwischen Mission und Entwicklung konstruiert und krampfhaft, da erstere doch auf ein „ganzheitliches Heil“, letztere auf den „ganzten Menschen“ verpflichtet ist?

Collet: Nachdem eine bestimmte spirituelle Engführung des Missionsverständnisses – allerdings nicht der Missionspraxis – überwunden war, gab es sicherlich Tendenzen, die im Sinne eines Gegenausschlag des Pendels verstanden werden können: Entwicklung wurde teilweise direkt als missionarisches Ziel formuliert. Der Terminus „ganzheitliche Befreiung“ wurde zunächst aber kritisch gegen ein traditionelles Missionsverständnis gesetzt, um darauf zu verweisen, daß es nicht nur um die Befreiung von der Sünde geht, sondern um alles, was den Menschen am Leben hindert. Das Postulat der „Ganzheitlichkeit“ richtet sich dann ebenso gegen eine materialistische Engführung. Entwicklung und Mission gehören immer schon zusammen.

„Mission wird heute nicht mehr als
Einbahnstraße begriffen“

HK: In der konkreten Praxis unterscheidet sich aber doch das Brunnenprojekt oder die Schulspeisung von Katecheten-ausbildung und Bibelkampagnen...

Collet: Auch wenn der missionarische Auftrag beide Dimensionen umfaßt, müssen in konkreten Situationen des weltkirchlichen Alltags doch Prioritäten gesetzt werden, etwa wenn es um den Einsatz von Geldern für bestimmte Projekte geht. Daraus können Konflikte zwischen den einzelnen Akteuren entstehen, die sich aber kaum vermeiden lassen. Problematisch sind in diesem Zusammenhang jedoch die jüngeren lehramtlichen Äußerungen. „Redemptoris Missio“ beispielsweise hat den Zusammenhang von Entwicklung und Mission nur beiläufig erwähnt. Die entscheidende Formulierung hierzu brachten das wichtige Dokument „Gerechtigkeit in der Welt“ der Bischofssynode im Jahr 1971, vor allem aber „Evangelii nuntiandi“ von 1975. Ausdrücklich wurde dort erklärt, daß der Einsatz für die Gerechtigkeit und die Beteiligung an der Umgestaltung der Welt konstitutiv zum Sendungsauftrag der Kirche gehören.

HK: Gerade aber von lehramtlicher Seite, auch von der Kongregation für die Evangelisierung der Völker wurde und wird doch immer wieder die Sorge geäußert, über das Bemühen um den interreligiösen Dialog, über die an sich verdienstvollen kirchlichen Anstrengungen in der Entwicklungsarbeit könne die Mission im eigentlichen Sinne, also mit einem deutlichen Schwerpunkt auf Verkündigung und Bekehrung, zu kurz kommen. Ist diese Sorge berechtigt?

Collet: In dieser Hinsicht war die lehramtliche Entwicklung und die theologische Diskussion vor einigen Jahren weiter, als sie es jetzt ist. Es ist für mich schwer einzusehen, warum die ganze Sache nun von neuem diskutiert werden soll. Wenn Mission dem Leben der Menschen dienen will und soll, können auch deren Bedürfnisse nicht generalstabsmäßig organisiert werden. Unsere Sorge sollte sich auf die Menschen richten und nicht auf mögliche „theologische Gleichgewichtsstörungen“.

HK: Mit den Veränderungen im Missionsverständnis insgesamt stellt sich aber auch die Frage nach den „Missionaren“ neu. Wer missioniert wen?

Collet: Mission wird heute nicht mehr als „Einbahnstraße“ vom Norden in den Süden begriffen. Die jungen, ehemaligen „Missionskirchen“ haben die Mission längst als ihre eigene Aufgabe entdeckt. Diese Veränderung bedeutet eine immer noch große Herausforderung – auch für die gegenwärtige Missionstheologie. Sie will immer noch nicht recht in unsere europäischen Köpfe hinein. Schließlich hat sie auch für Missionsorden und Hilfswerke Konsequenzen, mit denen sich diese schwertun. Zum anderen ist entscheidend, daß mit dem Zweiten Vatikanum das geographische Verständnis von Mission überwunden wurde. Damit sollte einer Situation Rechnung getragen werden, die *Karl Rahner* mit seinem Diktum von der „planetarischen Diaspora“ unübertroffen zum Ausdruck gebracht hat. Auch wenn die Christen ein Drittel der Weltbevölkerung ausmachen, leben sie überall auf der Welt in der Minderheit – in unseren Breiten wegen des fortschreitenden Schwundes der kirchlichen Mitgliedschaft. Dabei scheint mir jedoch in einigen Äußerungen des Lehramtes, auch in „*Redemptoris Missio*“ ein geographisches Missionsverständnis zumindest in Tendenz immer noch vorhanden. Das zeigt sich nicht nur bei einer genaueren Betrachtung der Rede von „Neuevangelisierung“ beziehungsweise von „*Missio ad gentes*“, sondern explizit wird in Nr. 37 der Enzyklika „das geographische Kriterium weiterhin als Richtlinie zur Absteckung der Grenzen“ genannt.

HK: Befinden wir uns damit derzeit in einer Phase, in der eben einfacher gesagt ist, was Mission nicht sein soll und darf, als daß ein einheitlicher, klar umrissener Missionsauftrag formuliert werden könnte?

Collet: Große Missionsprogramme, die flächendeckend überall gelten sollen, sind immer problematisch. Vor allem aber läßt sich der missionarische Auftrag nicht zentral bestimmen. Ebensowenig können wie früher „Missionssubjekte“ von „Missionsobjekten“ unterschieden werden. Entschei-

dend für ein evangeliumsgemäßes Zeugnis bleibt die Frage nach der konkreten Situation. Von den realen Hoffnungen, Ängsten und Bedürfnissen her formuliert sich der missionarische Auftrag. Fest steht allein, daß das Evangelium dem „Leben in Fülle“ (Joh 10,10) dient. Dieser Dienst aber kann Schutz in Verfolgungssituationen bedeuten, die Zusage der Würde an ausgebeutete Frauen, das tägliche Brot in der Armut oder der Einsatz für politische Versöhnungsprozesse.

„Zur Mission gehört auch eine Portion Aufklärungsarbeit“

HK: Wie läßt sich dieses sehr „offene“ Missionsverständnis aber von den jungen Kirchen etwa in Afrika oder Asien realisieren, die sich oft in extremen Minderheitensituationen behaupten müssen?

Collet: Das können diese Kirchen nur für sich selbst entscheiden. Dabei muß das Leben in Minderheitenposition nicht per se negativ bewertet werden. Es ist den Christen keinesfalls verheißten, daß sie überall die Mehrheit bilden werden. Natürlich ist es schwierig, mit einer persönlichen Glaubensentscheidung im religiösen Pluralismus und Indifferentismus zu leben. Die gegenseitige Respektierung religiöser Überzeugungen ist aber keineswegs nur für die Christen ein Problem.

HK: Mit dieser ja durchaus praktizierten Zurückhaltung und Offenheit müssen die Kirchen jedoch auch konkurrieren, z. B. mit christlichen Gruppierungen, die auf dem missionarischen Feld weniger Skrupel besitzen, sich traditioneller, kaum geläuterter Missionsmethoden bedienen – scheinbar nicht ohne Erfolg, wie dies etwa die evangelikalen Sekten in Lateinamerika demonstrieren. Ist deren Erfolg eine Gefahr für die guten, vielleicht auch besseren Absichten der Kirche?

Collet: Die Kirche hat hier zuerst einmal ehrlich und selbstkritisch zu analysieren und nach den eigenen Anteilen am Missionserfolg dieser Gruppen zu fragen. Dazu gehört besonders das Eingeständnis, das Bedürfnis der Menschen, in ihrer eigenen Kultur im Christentum beheimatet zu sein, nicht oder doch zu spät ernstgenommen zu haben. Diese selbstkritische Analyse ist dabei nicht nur in bezug auf die Sekten in Lateinamerika, sondern schon länger auch bezüglich der sogenannten unabhängigen Kirchen in Afrika nötig. Diese hat man anfangs einfach zu „Sekten“ erklärt. Statt dessen aber war auch in diesem Fall – neben anderen Faktoren – meist die verweigerte Inkulturation, die fehlende kulturelle Beheimatung ein Grund dafür, daß sich diese Kirchen selbständig machten.

HK: Inwiefern bietet das Inkulturationsdefizit – wieder bezogen auf die lateinamerikanische Situation – ein Einfallstor für den Missionseifer der Sekten?

Collet: Vor allem in den Randzonen der Städte ist die Kirche kaum gegenwärtig. Ihre Pastoral ist weitgehend auf den länd-

lichen Raum beschränkt. Auch die meisten Basisgemeinden – dies hat erst eine jüngere Untersuchung gezeigt – finden sich auf dem Land. In der äußerst prekären Situation aber, in der sich die Menschen in den wuchernden Randzonen der Städte befinden, wird jeder Erfolg haben, der ein gewisses Maß an Identitätsstiftung verspricht. Genau dort sind Sekten aktiv. Deren missionarischer Erfolg liegt aber auch darin begründet, daß sie einen klaren, konkreten missionarischen Auftrag haben. Ihre Vertreter stellen sich auf die Plätze und verkünden, wie das Leben gemeistert werden kann. Attraktivität verleiht diesen Gruppen zudem die bei ihnen gewährleistete Gleichberechtigung der Frauen in Leitungsfunktionen – das kann die katholische Kirche nicht bieten.

HK: Wenn diese Diagnose stimmt – wie sollen die Großkirchen mit der Situation umgehen? Können sie das Feld widerstandslos anderen überlassen?

Collet: Eine ganz praktische Konsequenz wäre beispielsweise, die missionarische Präsenz in den Städten zu fördern. Die gelegentlichen Versuche einer aggressiven Gegenmission dagegen führen meist nur zu massiven Spannungen innerhalb der Gemeinden und zerstören eher das vorhandene Gemeindeleben. Entscheidend wird wohl sein – wiederum abhängig vom konkreten kulturellen Kontext –, „gute“ missionarische Arbeit dagegen zu setzen und dies heißt, Identität zu ermöglichen und zu stärken. Zu einer solchen guten missionarischen Arbeit gehört gewiß auch eine ganze Portion Aufklärungsarbeit, gemäß der paulinischen Aufforderung „lieber fünf Worte mit Verstand“ (1 Kor 14, 19).

„Die Bischöfe müssen die Verantwortung für die Ortskirche ernster nehmen“

HK: Läßt sich vor dem skizzierten Hintergrund gescheiterter oder erst gar nicht versuchter Inkulturation der christlichen Botschaft so etwas wie ein Katalog von Kriterien für eine gelingende kulturelle Beheimatung des Christentums erstellen?

Collet: Es sollte bedacht werden, daß sich nicht von außen beurteilen läßt, ob Inkulturation gelingt. Dies können nur die Ortskirchen selbst beantworten. Entscheidend aber ist, daß in dieser Frage der Glaubenssinn des Volkes Gottes ernst genommen wird. Im übrigen muß sich auch die europäische Kirche der Frage stellen, ob denn in ihr die Inkulturation des Evangeliums gelungen ist bzw. gelingt.

HK: Nachdem „Inkulturation“ Begriffe wie „Anpassung“, „Akkomodation“ oder „Adaption“ aus dem missionswissenschaftlichen Wortschatz verdrängen konnte, wurde sie fast so etwas wie die Zauberformel schlechthin. Ist die vielbemühnte Rede von der Inkulturation nicht auch problematisch, zumindest verdächtig?

Collet: Hierzu sollten wir vor allem gegenüber den Stimmen der Dritte-Welt-Theologen hellhörig sein. Diese zeigen sich

häufig überrascht, wie schnell im kirchlichen Sprachgebrauch auf Inkulturation umgeschaltet wurde und diese zum kirchlichen Programmwort geworden ist. Einige von ihnen befürchten, daß hinter dem Inkulturationskonzept der Versuch stehen könnte, erneut westliche Vorherrschaft aufzurichten.

HK: Woran entzündet sich dieser Verdacht?

Collet: Ein Indiz hierfür bietet beispielsweise die im vergangenen Jahr erschienene Instruktion „Römische Liturgie und Inkulturation“, in der erklärt wird: „Das Bemühen um Inkulturation strebt nicht die Schaffung neuer Ritus-Familien an; wenn den Bedürfnissen einer bestimmten Kultur entsprochen werden soll, geht es um Anpassung im Rahmen des römischen Ritus.“ (36) Abgesehen davon, daß die hier benutzte Terminologie schon einiges verrät, ist meines Erachtens die folgende Aussage, die Anpassungen würden „allein in die Zuständigkeit der kirchlichen Autorität“ fallen und diese stehe „dem Apostolischen Stuhl zu“, doch ziemlich problematisch. Alle von Ortskirchen erstellten eucharistischen Riten müssen also von Rom approbiert, darum zunächst einmal von der „Zentrale“ übersetzt werden – häufig von Leuten, denen der kulturelle Entstehungskontext völlig fremd ist. Das Produkt heißt dann beispielsweise „Römisches Meßbuch für die Diözesen Zaires“. Ist das mit Inkulturation gemeint? Die Sorge von Dritte-Welt-Theologen kommt nicht von ungefähr. Immer noch maßt sich die europäische Kirche an zu definieren, ob beispielsweise in einer afrikanischen Liturgie getrommelt werden darf oder dies als Relikt früher Ahnenkulte zu bannen sei.

HK: Während bei den Missionsaktivitäten der Kirche auf Inkulturation gedrungen wird, ist zugleich kaum zu übersehen, daß sich die westliche Kultur mehr und mehr zu einer globalen Einheitskultur ausbreitet. Was bedeutet für die missionarische Praxis diese weltumspannende Coca-Cola-, McDonalds und CNN-Kultur?

Collet: Auch dieses Problem ist wesentlich komplexer, als es häufig dargestellt wird. Soll jetzt also, koste es was es wolle, inkulturiert werden – auch wenn die damit „Beglückten“ lieber mit Fernsehen und Auto leben wollen? Auch die Ausbreitung des westlichen way of life in der sogenannten Dritten Welt verläuft nicht so gradlinig, wie oft unterstellt wird. Auf der einen Seite opponieren die Menschen gegen diese Westkultur und setzen auf ihre angestammten Traditionen; fundamentalistische und nationalistische Phänomene, die verschiedenen kulturellen Renaissancen gehören in diesen Kontext. Auf der anderen Seite übernehmen sie westliche Errungenschaften. Vor allem ist die Bewertung dieses Vorgangs nicht so eindeutig: Bestandteile dieser westlichen Einheitskultur können ebenso segensreich wie katastrophal sein. Für einen Stamm der Hochgebirgsregion kann beispielsweise Plastikgeschirr eine echte, kleine Erleichterung der Lebensbedingungen sein, obwohl dieses ökologisch schon höchst problematisch ist. Dennoch kann und soll der christliche Glaube grundsätzlich zum Erhalt und zur Ausbildung lokaler kultureller Identität beitragen und gleichzeitig

ein kritisches Moment gegen die Ausbreitung einer solchen Einheitskultur sein. Auch hier tut Unterscheidung der Geister not.

HK: Erst jetzt könne man von einer entstehenden Weltkirche reden, betonen gelegentlich die Missionswissenschaftler, nachdem aus versorgten und betreuten Missionskirchen junge, nach Selbständigkeit strebende Kirchen entstanden sind. Wie müßte eine Weltkirche strukturiert sein, die dieser Entwicklung Rechnung trägt?

Collet: Hier stellt sich vor allem die Frage der Macht. Auch wenn die europäische Kirche zahlenmäßig nur den kleineren Teil dieser Weltkirche ausmacht, verfügt sie ideell wie finanziell über sehr viel Macht. Sie kann diese gegenüber dem „Rest“, der zugleich die Mehrheit darstellt, uneingeschränkt zur Geltung bringen. Der springende Punkt ist, wie die europäische Kirche mit ihrer Machtfülle umgeht. Das Ziel dieser Weltkirche muß Einheit in Vielfalt sein. Diese Vielfalt kommt aber nur dann zustande, wenn alle die Freiheit haben, ihre Identität als Christen in der je eigenen Kultur zu finden. Das setzt nicht nur einen großen wechselseitigen Respekt der einzelnen Ortskirchen voraus, sondern verlangt von allen ein Vertrauen darauf, daß die anderen um des Evangeliums willen ihren Weg gehen, daß sie vom selben Geist dazu angehalten und darin geführt werden.

HK: Vertrauen aber auch vor allem darauf, daß die Einheit der Kirche über dieses Freiheits- und Identitätsstreben hinaus gewahrt bleibt...

Collet: Die Sorge für die Einheit der Kirche ist in jedem Fall für alle eine bleibende Aufgabe und zweifellos wird sie immer größer. Sorge und Angst sind dabei jedoch nicht dasselbe. Die Kirche kann nicht aus Angst vor einem heillosen Pluralismus oder dem Verlust kirchlicher Einheit das berechtigte Anliegen der Freiheit der Ortskirchen unterdrücken. Bevor die Weltkirche die „multikulturelle“ Erfahrung theologisch-praktisch verarbeitet, muß sie diese erst einmal machen. Es ist dabei für jede Ortskirche wichtig, daß sie die kirchliche Einheit sucht. Über eine nur äußerlich bleibende Autorität läßt sich aber die Einheit keinesfalls bewahren und herstellen. Die Einheit der Kirche bleibt Sache des Glaubens selbst.

HK: Wie läßt sich auf struktureller und institutioneller Ebene diesem Streben nach Selbständigkeit bei den jungen Kirchen Rechnung tragen?

Collet: Zuerst haben die Bischöfe die Verantwortung für ihre Ortskirchen ernst, ernster zu nehmen. Sie sollen sich zu entschiedenen Anwälten der Inkulturation des Evangeliums, der Suche nach einer je spezifischen ortskirchlichen Identität machen. Statt dessen erfolgt derzeit viel zu oft und zu schnell der Ruf nach der „Zentrale“. Die Bischöfe weichen damit der ihnen gegebenen Verantwortung aus. Der „Eurozentrismus“ ist dabei keineswegs nur ein Problem der europäischen Kirche, sondern auch all derjenigen Verantwortlichen in den Kirchen der sogenannten Dritten Welt, die diese europäische Kirche internalisiert haben. Ein gutes Beispiel dafür,

wie sehr die Kirche erst noch am Anfang ihres Umdenkens steht, lieferte die Sondersynode für Afrika. Es war hier zum Teil beschämend, was von der Planungsphase an bis zum Schlußdokument geschah. Die Idee für die Synode kam aus Afrika und wichtige Vorarbeiten wurden dort geleistet – diese fielen jedoch einfach unter den Tisch. Weder die Auseinandersetzungen über den Austragungsort, noch die über die Veröffentlichung des Schlußdokumentes lassen ein Klima erkennen, in dem so etwas wie eine Weltkirche, ein multikulturelles Christentum gedeihen kann.

„Theologisches Vokabular ändert sich schneller als Mentalitäten“

HK: Heißt dies, daß auch wenn sich in den letzten Jahren in der Theorie vieles verändert hat, ein Wandel einer gewissen paternalistischen Mentalität noch auf sich warten läßt?

Collet: Mentalitätsmäßig ist die europäische Kirche sicher noch nicht an dem Punkt angelangt, an dem andere Kirchen wie etwa die afrikanischen als vollwertig und gleichberechtigt angesehen werden. Von Rom werden sie häufig weiterhin als Missionskirchen behandelt. Jüngste Zentralisierungstendenzen vom Weltkatechismus bis zu zahlreichen Bischofsnennungen lassen einen wirklichen Mentalitätswechsel kaum vermuten. Theologisches Vokabular, auch missionstheologisches, ist schneller verändert als Mentalitäten.

HK: Die kirchliche Mission scheint sich also in vielfacher Hinsicht in einer Übergangssituation zu befinden. Welche Aufgaben kommen dabei der Missionswissenschaft zu?

Collet: Wichtig ist sicherlich die Kritik an allen Tendenzen übertriebener Vereinheitlichung, an Bestrebungen, die die Eigenständigkeit und die je verschiedene Identität der Ortskirche bedrohen oder verhindern. Missionswissenschaft muß dann die unterschiedlichen Kontexte und Situationen, in denen sich Christsein realisiert, benennen und in Erinnerung rufen. Überdies hat sie eine wichtige Vermittlungsfunktion. Sie soll gerade diese Formen der je eigenen Realisierung des christlichen Glaubens bei uns so vermitteln, daß das „parochiale Gewissen“, eine auf unsere Gemeinden oder auch nationale Kirche begrenzte Wahrnehmung der Wirklichkeit und Verantwortung zu einem größeren Horizont aufgebrochen wird.

HK: Mit welchem Selbstverständnis kann dies Missionswissenschaft leisten? Stellt die Überzeugung, daß die Kirche ihrem Wesen nach missionarisch ist, den Fortbestand einer eigenen Disziplin Missionswissenschaft nicht in Frage?

Collet: Wenn Mission als Kommunikation des christlichen Glaubens mit allen Menschen begriffen wird, ist es Aufgabe der Missionswissenschaft, über die universale Bestimmung des Evangeliums nachzudenken – über die Fragen der historisch-systematischen Evangelisierung, über die vielfältigen Formen eines evangeliumsgemäßen Lebens. Innerhalb der

theologischen Disziplinen übernimmt sie die Rolle, an diese Vielfalt von Herausforderungen und Erfahrungen des Glaubens zu erinnern und sie zu vergegenwärtigen. Entscheidend dabei bleibt, daß sie ihren Gegenstand nicht nur bei den außereuropäischen Kirchen sucht und die Realität der Kirche in unseren Breiten überspringt. Ein Blick auf den neuen Religionsatlas von Hamburg zeigt, daß beispielsweise ein interreligiöser Dialog keineswegs nur für die Kirchen in Asien eine Herausforderung darstellt. Auch in Hamburg befindet sich die Kirche in einer missionarischen Situation. Grundsätzlich aber: Mission ist eine Grunddimension von Theologie überhaupt, jede Theologie muß auch missionarische Theologie sein. Die Missionswissenschaft bleibt dennoch aus zahlreichen Gründen als eigenständige Disziplin wichtig.

HK: Sollte sie sich aber nicht doch zumindest einen etwas „zeitgemäßer“ Namen zulegen?

Collet: Da bin ich strikt dagegen – wobei es ja durchaus schon einige Versuche in diese Richtung gab. Zum einen

soll kein Etikettenschwindel betrieben werden: Missionswissenschaft hat sich immer auch mit der historischen Hypothek von Mission zu beschäftigen und damit Sorge zu tragen, daß aus dieser Geschichte gelernt wird. Diese Hürde ist in einer Disziplin, die sich etwa als „interkulturelle Theologie“ bezeichnet, leichter zu umgehen. Die eigene Wissenschaftsgeschichte überspringt man nur um den Preis des Verlustes wichtiger Erkenntnisse und Aufgabenstellungen. Meine Ablehnung gegenüber einer Namensänderung hat aber noch einen anderen, praktischen Grund: Während bei uns die ohnehin raren missionswissenschaftlichen Lehrstühle gestrichen werden, entstehen in der außereuropäischen Welt stetig neue – in Asien etwa in Indien, Korea und Taiwan. Allein in Südafrika gibt es 13 missionswissenschaftliche Lehrstühle. Das sollte auch uns zu denken geben: Wir haben nämlich die Chance und Pflicht ein neues Missionsverständnis zur Sprache zu bringen. Und schließlich bleibt Mission auch eine zentrale biblisch-theologische Kategorie.

Ein sozial blinder Markt

Die Diskussion über ein neues Wohnungsbaugesetz als Chance für eine soziale Neuorientierung

Widersprüchlich ist die momentane Situation auf dem Wohnungsmarkt: Einer guten bis sehr guten Versorgung der Mehrheit der Bevölkerung stehen eine wachsende Wohnungsnot, die massive Benachteiligung einkommensschwacher Haushalte und eine zunehmende Zahl Wohnungsloser gegenüber. Hartmut Fritz, Abteilungsleiter Soziale Dienste im Diözesancaritasverband Limburg, plädiert für eine zeitgemäße Wohnungspolitik, die sich wieder stärker auch als soziale Präventionspolitik versteht.

Die derzeitige Situation auf dem Wohnungsmarkt ist von extremen Entwicklungen geprägt. Auf der einen Seite ist die Mehrheit der Bevölkerung gut bis sehr gut versorgt. Die im Durchschnitt pro Person verfügbare Wohnfläche wächst kontinuierlich. Der Wohnkomfort an Fläche und Ausstattung hat kaum Grenzen, ganze Siedlungsbereiche werden von wenigen Menschen bewohnt, ja selbst leerstehender oder ungenutzter Wohnraum ist zu registrieren. Wohnungseigentum zeigt den sozialen Status der Besitzer, ist vermögenswert, ist Anlage- und Renditeobjekt. Für viele Hausbesitzer bedeutet Mietwohnungseigentum Altersversorgung und Garantie für materielle Sicherheit.

Auf der anderen Seite des Wohnungsmarktes herrscht *Wohnungsnot*. Nicht nur die immer größer werdende Zahl der wohnungslosen Menschen auf der Straße, in den Städten und Gemeinden sind Indiz dafür, sondern beispielsweise auch junge Familien, die kaum eine Chance haben, eine ihrer Einkommenslage entsprechende preisgünstige Wohnung zu finden. Die Warteschlangen vor den kommunalen Wohnungsämtern sind nach wie vor lang, die Zeitungsanzeigen

weisen überproportional mehr Wohnungssuchende als Wohnungsangebote aus. Die Anzahl der Wohnungsnotfälle und Obdachlosen steigt, Notunterkünfte, Übergangseinrichtungen und Übernachtungsasyle werden neu geschaffen. Die Mieten steigen seit Jahren, zum Teil in extremen Sprüngen und kurzen Intervallen. Die Folge: Einzelpersonen, Alleinerziehende und Familien können ihre Mieten nicht mehr aus eigener Kraft bezahlen und werden abhängig von Sozialleistungen.

Die Rahmenbedingungen der Wohnungspolitik haben sich grundlegend verändert

Festzustellen sind erhebliche *regionale Unterschiede*. In und um die städtischen Ballungsräume hat sich die Lage zugespitzt, aber auch der ländliche Raum ist von dieser Entwicklung nicht verschont geblieben. Im Osten Deutschlands führt die Umstellung auf mehr Marktorientierung auch in der Wohnungspolitik zu höheren Risiken bei der Wohnungs-